

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1916. * Nr. 23

Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Bliß.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Frau Selberg sah den Maler mit blitzenden Augen an. „Aus Ihrem Munde lasse ich mir so ein Lob gefallen! Dafür danke ich Ihnen!“ Sie reichte ihm die Hand. Und er schob behutsam den Streifen des Handschuhs ein wenig zurück und küßte das Handgelenk. „Doch kommen wir nun zur Sache. Wir können wir mit der Sitzung beginnen?“ „Ihnen recht ist, gleich morgen.“ „Gut. Und die Zeit?“ „Wir um zwölf Uhr, wenn Ihnen das angenehm ist.“ „Gezeichnet. Also auf morgen denn.“ „Ihr dann noch einen Rat betreffs des Kleides, in dem

Er legte den Arm um sie und zog sie in die Sofaede, dann begann er: „Mein Kind, das ist eine eigene Sache, die du vielleicht nicht ganz so verstehen wirst. Sieh mal, jetzt bin ich Mode geworden, und da tue ich gut, meine Zeit zu nützen, denn unser Publikum ist voller Launen, alle paar Jahre muß es einer neuen Berühmtheit zujubeln. Also so lange ich noch der Held des Tages bin, muß ich sehen, meine Schäfchen zu scherem, damit unsere Zukunft etwas gesichert ist. Siehst du, deshalb die Gast, wie du es nennst.“

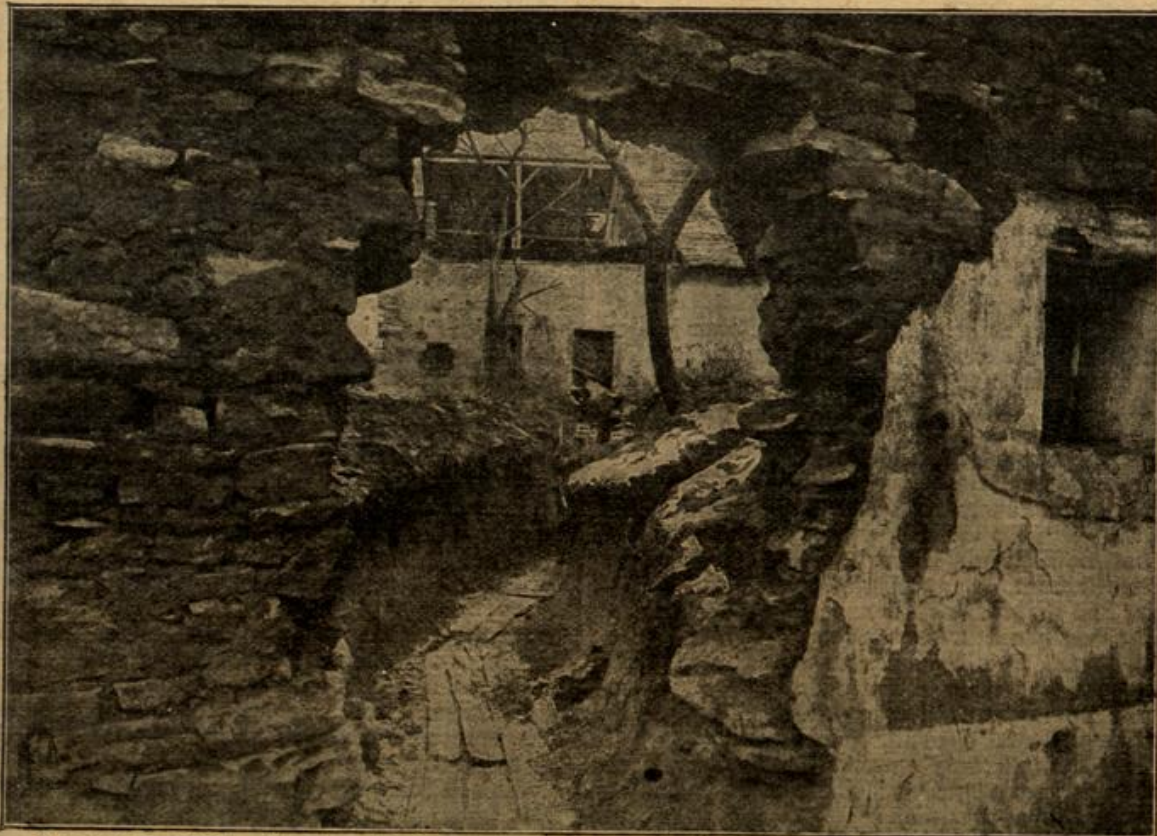
Sie umfaßte ihn und bat: „Und ich muß darunter am meisten leiden, denn ich habe so gut wie gar nichts mehr von dir. Am Tage sitzt du unausgeseht vor der Staffelei, und abends sind wir in Gesellschaft. Für uns selbst haben wir kaum mehr eine einzige freie Stunde.“

Lächelnd streichelte er ihre Hände. — „Ja, mein lieber Schatz, daran ist nun nichts zu ändern, wenigstens vorerst nicht. Früher,

als ich Jung-
geselle war,
da kümmerte
ich mich den
Teufel um die
Gesellschaft,
da hatte ich für
mich allein zu
sorgen, und
was ich für
mich brauchte,
das erworb ich
mir schon; jetzt
aber ist die
Sache anders,
nun habe ich
ein Frauchen,
und hoffent-
lich schenkt uns
der Himmel
auch noch ei-
nen Erben, da
muß ich also
mit ernsteren
Augen in die
Zukunft blit-
zen, jetzt habe
ich Verpflich-
tungen.“

„Und unser
traulich stilles
Glück geht da-
bei elend ver-
loren“, klagte
sie weiter.

„Das tut es nicht! Freilich, mein Schatz, Berlin ist nicht Arcos, solch ein Idyll gibt es hier in der geräuschvollen Hauptstadt nicht. Aber deshalb verlieren wir uns doch nicht! Und schließlich dauert ja auch dieser ganze Trubel gottlob nicht ewig. Sowie ich genug habe und unsere Zukunft ein wenig sichergestellt ist, höre ich auf, dem Erfolg nachzujagen, — dann ziehen wir uns irgendwo in



Aus den französischen Vogesen: Ein Laufgraben, der durch Hausrinnen führt. Phot. M. Wipperling.

wieder ein Porträt bestellt?“

„Du arbeitest zu viel, lieber Bruno“, mahnte sie.

„Mein Schatz, ich könnte sogar noch viel mehr schaffen, wozu diese Gast?“

ein stilles, kleines Nest zurück, leben nur uns und unserem Glück, und dann male ich wieder wie früher, wenn Lust und Stimmung mich dazu treiben.“ Er umfaßte und küßte sie innig.

10.

Ein Brief von Werner kam. Er war jetzt in Bozen und wollte den schönen, sonnigen Herbst noch ausnützen, um fleißig zu malen. Vor Anfang des Winters würde er wohl kaum zurückkehren.

Als Bruno den Brief las, wurde er nachdenklich. Was heißt das? Was hält ihn so lange fern? Er sann und grübelte, aber er fand keine Erklärung dafür. Und schließlich gab er es auf. Jetzt fehlte ihm der Freund ja auch nicht mehr so sehr, jetzt hatte er ja mit seinen neuen Arbeiten so vollauf zu tun, daß ihm kaum für anderes noch freie Zeit blieb. So steckte er den Brief ein und ging an die Arbeit.

Zur gewöhnlichen Stunde kam der Konsul.

Bruno dankte ihm für die neue Empfehlung.

Leichtsinig sagte Bertram: „Empfehlung? Ach so, die schöne Frau Selberg? Na, wie gefällt sie Ihnen? Eine raffige Person, wie? Voll Temperament bis in die Fingerspitzen.“

„Ja, eine sehr interessante Dame.“

„Mehr als das, mein Vieber! Abgesehen will ich Ihnen verraten, daß sie sehr für Sie schwärmt.“

„Das hat sie mir gestern selber schon gesagt“, erwiderte Bruno und nahm lächelnd die Palette auf.

Und während der Konsul seine Stellung auf dem Podium annahm, sagte er geheimnisvoll und mit halbhafter Stimme: „Aber ich kann Ihnen noch mehr verraten — die Frau ist verliebt in Sie — ja wohl, ernsthaft verliebt!“

„Ah, Sie scherzen, Herr Konsul“, erwiderte der Maler, indem er die Farben auftrug.

„Durchaus nicht, Feuerstei. Ich weiß es ganz genau.“

„Hat die Dame es Ihnen denn gesagt?“

„Natürlich hat sie es getan, wenn auch nicht so direkt mit nackten Worten, aber sie hat sich bei mir genau über Sie und Ihr Leben erkundigt, und da sie nicht wußte, wie sie Ihnen näher kommen konnte, gab ich ihr den Rat, sich von Ihnen malen zu lassen. So, was sagen Sie jetzt? Meine ich es nicht gut mit Ihnen?“

Lächelnd dankte Bruno, malte aber schweigend weiter.

Um so lebhafter dagegen wurde nun der Konsul: „Alles, was an Photographien von Ihnen zu haben ist, hat sie sich schon angeschafft. Eine ganze Bruno Paulsen-Galerie besitzt sie schon. Nun, was sagen Sie denn dazu?“

„Oh, es ist äußerst schmeichelhaft für mich.“

„Ich bin überzeugt, daß wenn Sie noch ledig wären, Frau Selberg Ihnen morgen einen regelrechten Heiratsantrag machen würde.“

Stumm lächelnd arbeitete Bruno weiter.

„Lachen Sie nicht, Meister, es ist mein Ernst. Abgesehen wäre das keine schlechte Partie. Die Dame ist immens reich, und sie hat doch auch wohl alle Qualitäten einer Künstlerfrau.“

Weiter meinte Bruno: „Aber ich kann mich doch nicht gut jetzt schon wieder scheiden lassen.“

Bertram überhörte das. Interessiert fuhr er fort: „Abgesehen gibt es noch mehr Damen, die für Sie schwärmen. Sie aber scheinen gar keine Augen dafür zu haben.“

„Ich bin kein Jüngling mehr. Wäre ich zehn Jahre jünger, würde ich vielleicht noch für eine Dummheit zu haben sein.“

„Ach herrje! Fehlt bloß noch Schlafrock und Kappchen und der Großpapa ist fertig! Nein, Feuerstei, die Pose glaube ich Ihnen denn doch nicht!“

Bruno lächelte ein wenig geschmeichelt.

Und Bertram betrachtete ihn genau und prüfend. Er hatte das Gespräch mit guter Absicht auf dies Thema gelenkt. Und als er nun sah, daß er nicht umsonst gesprochen hatte, lächelte er innerlich und dachte: Eitel sind sie doch alle, selbst die Größten. Von nun ab führte Bertram, da er vorläufig seinen Zweck erreicht zu haben glaubte, das Gespräch auf ein anderes Gebiet über...

Um zwölf Uhr kam Frau Doktor Selberg.

Und heute sah Bruno sie mit anderen Augen an. Die Worte des Konsuls klangen noch immer in ihm nach.

„Nun, sind Sie mit meiner Kleidung zufrieden?“ fragte sie, als er ihr galant den Mantel abnahm.

Ein „Ah!“ der Bewunderung entrang sich ihm ganz unwillkürlich, als er sie in dem eleganten Kleide vor sich stehen sah.

„Nun, gefalle ich Ihnen oder nicht?“

„Entzückend sehen Sie aus, meine Gnädigste!“

Lachend rief sie: „Es ist zwar eine Schmeichelei, aber ich will annehmen, daß sie echt ist.“

„Das dürfen Sie auch!“

Kolett hielt sie ihm die Hand hin, die er küßte.

Immer noch sah er sie prüfend und bewundernd an.

„Sie verstand seinen Blick, doch ganz harmlos fragte sie: „Was mustern Sie mich denn so?“

Da nahm er sich zusammen, verbarg sein Interesse wieder: „Ich denke eben nach, wie ich Sie am besten fröhlich rief sie: „Ach, malen Sie mich recht schön.“ Er lächelte. — „Ich brauche Sie nur zu malen, wie Sie sind ein Schmeichler, teurer Meister!“

„Durchaus nicht.“

„Sogar ein ganz gefährlicher!“

„Durchaus nicht! Viel gefährlicher sind diejenigen, Schmeicheleien stumm ausdrücken.“

Ihre Blicke trafen sich wohl einen Augenblick lang.

Dann führte er sie aufs Podium und gab ihr die Hand. Und die Arbeit begann.

Kein Wort mehr sprach Bruno.

Endlich fragte sie: „Muß ich denn auch immer da halten? Das ist ja ganz unheimlich.“

Lächelnd verneinte er: „Im Gegenteil, sprechen immerzu, damit nichts Starres ins Gesicht kommt.“

„Um Gotteswillen keinen starren Ausdruck!“ rief sie und wandte den Kopf um.

Da trat er still lächelnd zu ihr, drehte ihr den Kopf in die richtige Stellung, wie er ihn zu dem Bilde brauchte. „Neden können Sie, soviel Sie wollen, aber Sie müssen Sie unbedingt.“

„Verzeihung! Von nun an werde ich brav sein; ich zufrieden sein mit mir.“

Und wirklich, so schwer es ihr auch wurde, sie sah es. Aber das Sprechen konnte sie nicht lassen. Fast ununterbrochen plauderte sie mit Geist und Witz von allen möglichen Dingen, daß es ihn oft weiblich ergöhte.

Aber länger als eine Stunde hielt sie es nicht aus.

Doch er war zufrieden. Täglich eine Stunde war an.

Als sie ging, schieden sie bereits wie gute Freunde; und heiß küßte er ihre Hand.

Und dann sah er ihr nach, solange er sie sehen konnte in Gedanken versunken sah er ihr nach.

Er hörte nicht einmal, daß seine Frau eintrat; er seinen Namen nannte, schrat er zusammen, wie wenn unredlichen Wegen ertappt wäre.

Ein wenig erstaunt sah sie ihn an. — „Was hast du? So kenne ich dich ja gar nicht. Ganz verlegen bist du.“

Er wollte seinen Schred mit Gewalt totschweigen, und los lachend rief er: „Nichts habe ich, Schatz! Ich freue mich, daß ich auf der Welt bin, und daß es uns so gut geht.“

umfaßte sie und drehte sie wie einen Kreisel herum, daß er sie auf und küßte sie häufig ab.

Ganz erschrocken sah sie ihn an. Was war denn nur los? Noch nie hatte sie so etwas an ihm erlebt.

Ihr Erstaunen erfreute ihn. Lustig fuhr er fort: „Mache doch kein so zaghaftes Gesicht! Freue dich doch. Sind wir denn nicht glückliche Menschen?“ Und wieder küßte sie aber, mit dem Feingefühl reiner Naturmenschen empfand deutlich, daß in den Liebtönen die echte Liebe fehlte, sie fühlte es sofort, daß in ihm etwas lebte, ihr verheimlichten wollte. Schweigend ertrug sie es, ihrer Seele war es wie ein stilles Weinen. —

Jeden Tag pünktlich um zwölf Uhr kam die schöne Frau Selberg.

Schnell und gut ging die Arbeit vonstatten, so daß Bruno ganz glücklich war. Und mit jedem Tage wurden sie mehr Freunde.

Schließlich machte sie gar kein Hehl mehr zu ihrer Schwärmerei für ihn. Er jedoch, so sehr ihn ihre Pikanterei und ihr raffiges Temperament reizten, er hielt sich an sich und war ihr nichts mehr als ein guter Freund.

Eines Tages, als er schweigend malte, verglich er sie danken mit seiner Francesca. — Welch ein Unterschied zwischen beiden Frauen! Dort die schlichte Einfachheit, fast keusche, ruhige Schönheit eines reinen Naturkindes, die Dame von Welt, ein Produkt unserer hypermodernen Zeit, ein Wesen voll Pikanterie und Temperament, nervös bis in die Fingerspitzen, voll von tausend Launen und tollen Ideen, aber immer geistvoll und witzig interessant.

Und beide, beide liebten sie ihn.

Unwillkürlich fühlte er sich geschmeichelt und strich sich über seinen jetzt so wohlgepflegten Bart.

Plötzlich rief die schöne Frau: „Sagen Sie mal, weshalb führen Sie mich denn eigentlich nie zu Ihrer Werkstatt?“

Erstaunt sah er sie an. „Liegt Ihnen daran?“

„Aber natürlich! Ich brenne darauf!“

„Gut, morgen werde ich mir erlauben, Sie zum Malen zu bitten.“

„Angenommen! Ich werde kommen!“

Schweigen.

einem Weichen begann sie wieder: „Ihre Frau ist schön!“

„Sie es?“ Ruhig malte er weiter.

„Oft und lange habe ich ihr Bild betrachtet. Sie ist sie. Aber wäre ich ein Mann und ein Künstler, Schmach wäre sie nicht.“

„Und warum nicht?“

„Mir — wie soll ich's nennen? — Nun, sagen wir: gewollt, zu unnahbar, zu erhaben. Madonnenhaft will gerade sagen. Aber dennoch denke ich mir immer, daß die Frau mehr anbeten als lieben müßte.“

Wenig malte er weiter.

„Sagte sie schnell: „Sie sind mir doch hoffentlich nicht meine Offenherzigkeit?“

„Nein! Mein Wort darauf!“

„Geben Sie mir nicht recht!“

„Lass es auch nicht.“

Wieder ein Schweigen.

„Nun fragte er: „Wie müßte die Frau beschaffen sein, die Ihrer Meinung als Gattin des Künstlers eignen würde?“

„Augenblick sah sie ihn schallhaft an, dann rief sie scherzhaft, zum Beispiel so wie ich!“

„Achten sie beide.“

Er mit Francesca zu Mittag speiste, sagte er im Lauf des Tages: „Die Frau Dr. Selberg möchte dich kennen lernen; sie für morgen zum Frühstück geladen. Ist's dir recht so?“

„Ja!“ erwiderte sie sofort.

„Aber erschalt sie leicht. Sie hatte sich gewundert, wie von dieser Frau ein Wort erwähnt hatte, während sie doch alles erzählte, was sich im Atelier zugetragen. Zu fragen aber, daran hatte sie nie gedacht, dazu war sie stumm auf ihren Teller sah, beobachtete er sie. Dann fragte er zärtlich: „Was ist dir, Kind? Du bist diesen Tagen so still. Fehlt dir etwas?“

„Antwortete sie: „Nein, mir fehlt gar nichts.“

„Du warst du heiter! Wenn ich von der Arbeit kam, dein Frohsinn aufgeheitert und gut gestimmt — und du fast einsilbig. Das muß doch einen Grund haben.“

„Wang sich zum Lächeln. „Mir fehlt wirklich nichts. Vielleicht eine Wolke, die du siehst — sie wird vorübergehen.“

„Sagte er sie: „Checca, Kindchen, sei doch ehrlich. Ist er Heimweh?“

„Leicht — mag sein — ich weiß es nicht.“

„Dann küßte er sie und bat: „Mach dich doch stark daheim! Wir müssen jetzt doch vorläufig hier leben! Denk oft an die Heimat und an all die alten Geschichten!“

„Nichte und versprach es. Was sie aber innerlich traurig das verriet sie nicht, dazu war sie zu stolz, das trug sie herum und ließ es niemand ahnen.“

„Anderen Tag kam die schöne Frau Selberg zum Frühstück. Sie ging Francesca ihr entgegen und bewillkommnete sie. Brädelnder Liebenswürdigkeit begrüßte die Frau Doktor ein paar höfliche Nebensarten hin und her, bis man sich setzte. Die schöne Frau war bei brillanter Laune, das ganze Feuerwerk ihres Geistes und Witzes aufzudecken, er dennoch nebenbei noch immer Zeit und Gelegenheit, auffällige, aufmerksame Beobachterin zu sein.

„Francesca aber war befangen, und sie wurde es immer mehr, stiller und geistesprühender die andere wurde; endlich sie fast ganz.“

„Bruno einen Augenblick abgerufen wurde, fragte Frau „Nun, gnädige Frau, wie gefällt es Ihnen in Berlin?“

„Sehr gut.“

„Freut mich“, und scherzend fuhr sie fort: „Eigentlich Sie gar keinen so leichten Stand.“

„So meinen Sie, gnädige Frau?“

„So einen berühmten Mann zu haben, ist oft kein Ver— wenigstens denke ich mir das so!“

„Wieso denn?“

„Alles Welt ihn doch umschwärmt. Das müssen Sie merken?“

„Francesca lächelte. — „Gewiß merke ich das.“

„Sie sind gar nicht eifersüchtig?“

„Eifersüchtig! O nein!“

„Sagen das so verwundert. Ich meine, wenn man einen liebt, muß man ihn doch eifersüchtig beobachten.“

„Sie hatte Francesca alle ihre Ruhe wieder, denn sie fühlte, diesem Augenblick sie die Stärkere war.“

„Mit ganz leichter Ironie sagte die schöne Frau, die sich ärgerte: „Nun ja, meine Gnädigste, Sie müssen Ihren auch besser kennen als ich.“

Ihre Blicke trafen sich und kündigten an, daß es mit der kurzen Freundschaft bereits wieder aus war.

Dann kam Bruno wieder. Und nun nahm er sich vor, einen Vergleich zwischen beiden anzustellen, aber er kam nicht dazu, denn Frau Doktor empfahl sich sehr bald, da sie noch etwas Wichtiges zu erledigen habe.

Mit gleißender Liebenswürdigkeit ging sie davon.

„Ist sie nicht eine geistesprühender, seine Frau?“ fragte Bruno, als sie allein waren.

Ruhig antwortete Francesca: „Hätte sie so viel Herz und Gemüt, wie sie heute Geist entwickelt hat, dann wäre sie mir lieber!“

Erstaunt sah er auf. Dann meinte er: „Wenn du fortfährst, alle meine Bilderläufer so scharf unter die Lupe zu nehmen, werde ich wohl bald keine mehr haben.“ — Es sollte scherzhaft klingen, aber es hatte einen recht ernstlichen Nebensinn.

Und sie antwortete nichts darauf.

11.

Ende September wurde die Kunstausstellung geschlossen. Und kurz vorher war Bruno durch die Verleihung der großen goldenen Medaille ausgezeichnet worden. — Es war ein neues Blatt an seinem Ruhmeskranz. Wieder brachten die Zeitungen sein Bild und Artikel über ihn. Und wieder wurde er überlaufen von seinen vielen Bekannten und Verehrern. — Aber auch ein Gutes war dabei. Es gab wieder eine Menge neuer Aufträge.

Scherzend sagte Bruno zu Francesca: „Das Geschäft geht so gut, daß ich mir gleich ein paar Gehilfen einstellen könnte, um all die neuen Bestellungen prompt zu liefern.“ Doch im Ernst fügte er dann hinzu: „In der Tat, ich bin auf absehbare Zeit hinaus vollauf beschäftigt.“

Und die Folge davon war, daß er von nun an noch eifriger und anhaltender arbeitete wie bisher.

Mit heimlicher Angst und zunehmender Bekümmernis sah Francesca das alles mit an. Sie wußte, daß sie nichts daran ändern konnte, und darum ertrug sie alles schweigend und geduldig.

Oft sah sie ihn kaum ein paar Minuten des Tages; sogar die Mahlzeiten nahm er draußen ein, wenn er außer dem Hause malte.

Allein war sie, ganz allein, und nun hatte sie Zeit, über ihre Lage nachzudenken. Das aber durfte sie kaum mehr, denn wenn sie anfang, zu denken, überkam sie eine tiefe, wehe Traurigkeit, denn von all ihren Liebesträumen und Hoffnungen hatte sich ja fast nichts erfüllt.

Allein war sie, ganz allein, und eine bange Sehnsucht nach ihrer schönen, stillen Heimat überkam sie. Was gingen sie alle diese fremden Menschen an, die sie nicht verstand und von denen auch sie nicht verstanden wurde! Dem einen zuliebe hatte sie ja alles getan! Aber nun wandte sich auch dieser eine von ihr, ließ sie allein und einsam, sich selbst überlassen, zu Hause sitzen und vergrämen! — Zum Weinen traurig war sie oft, wenn sie über alles nachdachte. — Und sie fühlte es auch ganz deutlich, daß es etwas gab, worüber sie in letzter Linie sich nicht einig waren, was sie innerlich fremd werden ließ, was sie mehr und mehr trennte. — Vielleicht hätte eine Aussprache, ein paar liebevolle Worte schon hingereicht, alles wieder klar zu machen. Wer aber sollte diese Worte sprechen? Er tat es nicht, er nahm sich gar nicht die Mühe, ernsthaft darüber nachzudenken, er war mit seiner Sache viel zu viel beschäftigt. Sie aber, sie konnte es nicht, nein, sie konnte es nicht über sich gewinnen, bittend zu ihm zu gehen — sie fühlte, daß er ihr nicht mehr mit der gleichen, hingebenden Liebe entgegenkam, sie fühlte sich leicht vernachlässigt, — und deshalb konnte sie nicht zu ihm sprechen, ihr Stolz, ihre Selbstachtung ließ es nicht zu — da er anfang, sie zu verschmähen, konnte sie nicht kommen, sich ihm von neuem antragen, nein, das konnte sie nicht!

Was aber sollte werden? Wohin sollte das alles führen? Sie wußte es nicht. Aber mit Grausen dachte sie daran, denn besser wurde es ja nicht.

* * *

Noch immer kam Frau Doktor Selberg. Das Bild wurde und wurde nicht fertig. Mit jedem Tage entdeckte Bruno neue Linien und neue Feinheiten in dem Gesicht der schönen Frau, und immer von neuem begann er, leicht zu ändern und zu bessern.

Eines Tages aber machte er energisch Schluß, denn er merkte, daß es von dem vielen Ändern nicht besser wurde.

„Das Bild ist fertig, meine Gnädigste“, erklärte er.

Neugierig trat sie zu ihm hin und betrachtete ihr Porträt.

„Nun, sind Sie zufrieden damit?“

Entzückt war sie und innig dankbar reichte sie ihm die Hand, die er galant und zärtlich küßte.

Am nächsten Tage brachte sie ihm das Honorar.

„Und als Ehrensold“, sagte sie, „gestatte ich mir, Ihnen hier diese Kleinigkeit zu überreichen; bitte, betrachten Sie es als ein Andenken an mich.“ Damit legte sie einen kleinen goldenen Lorbeerkranz in seine Hand.

Ganz sprachlos war er vor freudiger Überraschung. Und endlich blidte er sie mit heißem Dank an, sagen konnte er noch immer nichts.

Da fragte sie lächelnd: „Also macht Ihnen die kleine Überraschung wirklich Freude?“

„Ich bin direkt entzückt, meine Gnädigste!“ rief er begeistert, „das ist ja ein fürstliches Geschenk! Wie soll ich mich denn jemals dafür erkenntlich zeigen?“

Sie lächelte kokett, graziös. — „Wie sollen Sie das tun. Es ist auch gar kein Geschenk, es ist eine Anerkennung für Ihre hehre Kunst! Was Sie mir da in dem Bilde gegeben haben, das ist viel mehr wert! Wenn Sie sich aber absolut erkenntlich zeigen wollen, nun gut, dann schenken Sie mir nur dauernd Ihre Freundschaft, lassen Sie uns recht gute Freunde sein!“

„Ich bin Ihr Freund!“

Und in ehrlicher Begeisterung reichte er ihr die Hand.

Langsam legte sie ihre Hand in die seinige, und mit einem langen Blick sah sie ihn an. Dann schlug die elektrische Glode an.

Fremde Menschen kamen. Damit war die Unterredung zu Ende.

Stumm, mit innigem Gruße, ging sie von ihm. —

Eine Stunde später zeigte er seiner Frau den goldenen Lorbeerfranz. „Siehst du, wie nett die Frau ist! So sorgt sie für den Ruhm deines Mannes!“ rief er heiter.

Es sollte dies wie ein Scherz klingen, aber sie hörte doch, daß ein gut Teil Eitelkeit in dem Ton der Worte lag. Das tat ihr weh.

Als sie aber sah, wie stolz und unbändig er sich über den goldenen Kranz freute, da mußte sie an jene Zeit in Arco denken, als er noch an einem duftenden Blütenzweig, den sie ihm brachte, so herzinnige, reine Freude gefunden hatte, viel reiner, viel herzlicher als jetzt. Das tat ihr sehr weh.

Die Wintersaison begann. Konsul Vertram eröffnete sie mit einem großen Fest, das besonders glanzvoll werden sollte, denn es sollte gewissermaßen die Einweihung des berühmten „Sehnsuchts“-Bildes gefeiert werden, das jetzt, nach Schluß der Ausstellung, in die Villa Vertram übergesiedelt war.

Eine Menge Menschen war eingeladen, alles, was nur irgendwie einen Namen von Rang hatte, sollte diesmal dabei sein. —

Als Bruno seiner Frau die Einladung bei dem Morgenkaffee zureichte, bat ihn Francesca innig und flehend: „Bitte, geh' du allein, laß mich zu Hause.“

Er war so erstaunt darüber, daß er sie mit starrem Ernst sprachlos anblidte. — Vor seinem Gesichtsausdruck erschrak sie fast.

Endlich sagte er: „Das ist doch wohl nicht dein Ernst? Baghaft erwiderte sie nun: „Doch, Bruno, erweise Liebe, und laß mich hier!“

Das begriff er nicht. Er der Arger in ihm hoch, hielt er an sich.

„Das wäre ja fast richtig, denn gerade dieses Fest muß uns zu Ehren gegeben; weißt, will der Konsul Male seinen Gästen das zeigen.“

„Und dazu muß ich doch ganz ruhig frage sie es.“
(Fortsetzung folgt.)

Ein glücklicher Tag

Eine lustige Geschichte von P. (Nachdruck)

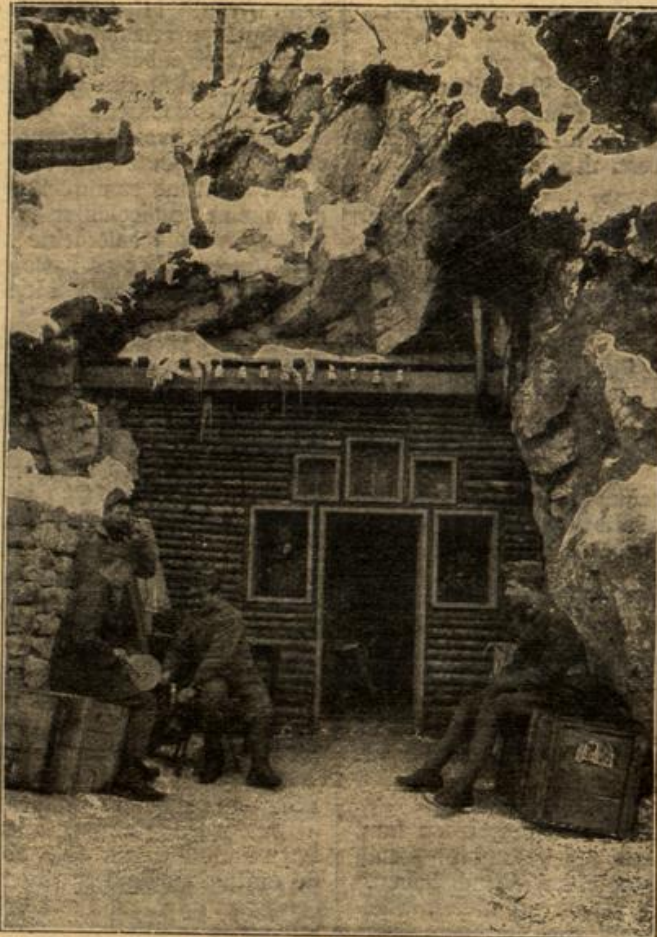
Herr Albert Bräunlich, der einmal, wie so oft in arger Geldverlegenheit, lief er hin und her, fuhr der Hand durch das lockige Haar und zermarterte sich, wie er es nur möglich sollte, seinen vielen und dringenden Verpflichtungen gerecht zu werden.

Endlich warf er sich auf das alte Sofa. Er mußte Rat, wie er sich diesmal im Beistand schaffen sollte. Er lag er verärgert und verärgert und haderte mit dem Geiste, ihm so böse mitspielte.

Plötzlich griff er nach dem Buche, das neben dem Sofa auf dem Boden lag. Es war ein aus der Leihbibliothek, ein jener Roman von Luise, den ihm seine Wirtin aus der handlung geholt hatte; in der Sache aber zu langweilig wurde, hatte er sich geärgert, dieses törichte Buch von der Wirtin sich hatte aufschwischen und dann der dide die Ede Rum hob auf, um rüdzuschick.

Und er er den ver und ver Band and ihm Hand legte te, bemerkte, und daß aus der Zettelnchen kante: auslugte: man es mechanisch im Alt, das kleine ernst hervor war! ganz erschrank.

„Ich bin elektrisch optimistisch und will meine den nung auf glücklichen legen. Die findet ein Mann die lag. hat die Intern Mann den er mich zu um, den Ziel hatte hatte, eine wirt, warz.

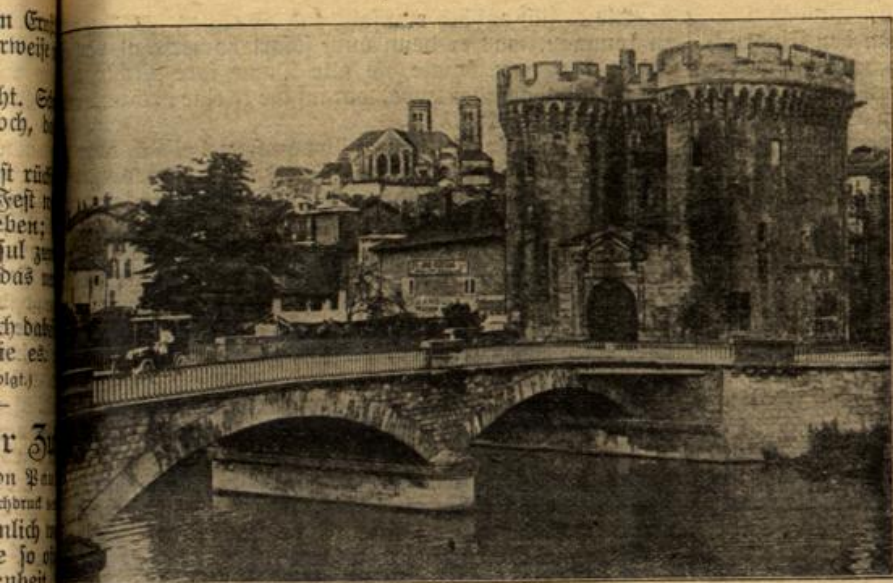


Der Krieg in den Dolomiten: Fernsprechunterstand. (Mit Text.)



Der Krieg in den Dolomiten: Patronille bringt einen verwundeten Kameraden zurück. (Mit Text.)

Ich lebe und leide unter der Tyrannei einer Tante. Ich gar zu gerne heiraten, aber ich lerne fast gar keine kennen, weil die Tante mich mit Argusaugen bewacht. Eine „gute Partie“ und ich glaube wohl, daß ich einen Mann



Altes Stadttor und Brücke in Verdun. (Mit Text.)



Herr Albert Bräunlich, Ritter des Ordens „Pour le mérite“. (Mit Text.)

machen könnte. Wenn sich also ein Mutiger findet, so möge er nur vertrauensvoll nach der Marienstraße Nr. 3 kommen und dort im Parterre nach Fräulein Lydia Ebersbach fragen; — bitte aber nur in der Zeit von zwei bis drei Uhr, weil dann die Tante schläft. Ich hoffe!"



Frl. v. d. Busche, Deutschlands Gesandter in Bukarest, der das deutsch-rumänische Wirtschaftsbündnis zustande brachte.

Als nun Herr Albert Bräunlich diese Zeilen las, mußte er zunächst trotz seiner grämlichen Stimmung lächeln über den Ull; denn etwas anderes konnte es doch nicht sein, als er den Inhalt noch einmal durchslog, fesselte

lich die Klingel zog, zitterte seine Hand so stark, daß er alle Kraft zusammennehmen mußte, um Herr der Situation zu bleiben. Ein älteres Dienstmädchen öffnete und fragte nach seinen Wünschen.

„Ich möchte Fräulein Ebersbach sprechen, bitte, hier ist meine Karte“, sagte er so ruhig, als es ihm möglich war.

„Das junge oder das alte Fräulein?“ fragte die Magd, indem sie ihn ein wenig erstaunt musterte.

Kurz entschlossen antwortete er nur: „Fräulein Lydia Ebersbach, bitte.“

Jetzt lächelte die Magd ein wenig: „So heißen beide Damen, die Tante und die Nichte.“

„Also bitte, melden Sie mich dem jungen Fräulein und sagen Sie, bitte, ich käme von wegen des Mühlabachischen Romans.“

auf weiß zu lesen: „Lydia Ebersbach, Marienstraße 3 part.“ Nachdenklich sank er in seinen Sessel zurück. — Also es war kein Ull! Was nun? Was nun? — Alles in ihm war in Aufruhr; dies seltsame Ereignis erregte ihn derart, daß er seine kritische Lage vergaß und nur noch an die Schreiberin dieser Zeilen dachte.

Selbstverständlich mußte er hingehen! Sehr umständlich und gewählt machte er Toilette, denn er wußte aus Erfahrung, daß oftmals der

erste Anblick maßgebend ist. Um zwei Uhr trat er den Weg an. Das Herz pochte ihm wie einem Seesundaner, der sein erstes Stellbichlein hat. Als er end-



Franz, Feldgeistlicher in Felduniform, wie sie bei der Ausführung der geistlichen Pflichten im französischen Decree getragen wird.



Deutsche Soldaten und Polen als Zimmerleute. Aufnahmen von Gebr. Saeckel.

Er mußte warten.

Indessen sah er sich im Vorraum um und bekam den Eindruck, daß die Wohnung einen gut bürgerlichen Geschmack und solide Wohlhabenheit verriet. Dann kam die Magd zurück und sagte: „Das Fräulein läßt bitten“, wobei sie ihn in den Salon führte.

Als er eintrat und sich umsehen wollte, kam durch eine andere Tür ein junges Mädchen, das ihn erstaunt musterte, aber mit wohlzogener Manier zum Sitzen einlud und fragte: „Darf ich erfahren, was Sie zu uns führt?“

Er sah sie an mit sicherem Blick und mit unverhehlter Bewunderung, denn er fand, daß sie nicht nur jung und hübsch war, sondern daß sie auch einen Zauber echt weiblicher Anmut ausstrahlte, der ihm das Herz pochen ließ.

Endlich begann er: „Ich habe den Mühlbachschen Roman „Aphra Behn“ gelesen, und ich bin dem Zufall dankbar, der mir dies alte Buch in die Hände geführt hat!“

Sie aber nickte nur lächelnd und sagte nichts.

Etwas unsicher begann er wieder: „Sie sehen also, gnädiges Fräulein, daß Sie Ihr Optimismus nicht irreführt hat — es geschieht auch heute noch Wunder — man muß nur daran glauben!“

Darauf erwiderte sie lächelnd: „Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich verstehe nicht, worauf Sie da anspielen.“

Jetzt bekam er Mut. Mit einer eleganten und sicheren Handbewegung sagte er: „Ich bin der Mutige, gnädiges Fräulein! Und wenn ich Ihnen nicht mißfalle, so . . .“ Weiter kam er aber nicht.

Denn sie erhob sich und antwortete artig, aber bestimmt: „Ich glaube, mein Herr, daß hier ein Mißverständnis vorliegt.“

„Aber nein, meine Gnädigste“, beteuerte er. „Ich habe Ihren Zettel gefunden!“

„Welchen Zettel? Ich weiß von keinem Zettel!“

„Was?“ Einen Augenblick sah er sie prüfend an, dann entgegnete er, heiter zwar, aber doch mit einiger Energie: „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das war nun nicht nett! Wenn man schon mal so etwas tut, muß man auch die Konsequenzen seiner Handlung tragen! Oder aber, wenn ich Ihnen denn absolut nicht gefalle, dann gestehen Sie es mir wenigstens offen ein, dann nehme ich meinen Hut und empfehle mich sofort wieder!“

Lächelnd antwortete sie: „Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, hier liegt ein Mißverständnis vor. Ich weiß wirklich von keinem Zettel!“

Nun wurde er mit einem Male kleinlaut: „Also hat sich jemand anders mit Ihrem Namen einen sehr schlechten Scherz erlaubt! Hier, bitte, dies Papier fand ich heute in dem alten Roman!“ wobei er ihr das Zettelchen überreichte.

Höchst erstaunt las sie, las wieder, lächelte dann und sagte endlich: „Das ist aber wirklich sehr sonderbar!“

Dann klingelte sie, und als gleich darauf die Magd erschien, gab sie ihr leise einen Auftrag.

Mit einigem Befremden hatte er ihr ganzes Gebaren mit angesehen, indessen wagte er nicht zu fragen, sondern wollte warten, wie sich das Rätsel lösen würde.

Schon in der nächsten Minute wurde die Tür geöffnet, und eine alte Dame trat ein.

„Liebe Tante,“ begann das Fräulein, nachdem sie vorgestellt hatte, „dieser Herr hat heute diesen Zettel in einem alten Roman gefunden; wenn ich nicht irre, hast du das geschrieben, nicht wahr?“

Herrn Albert Bräunlich wurde es plötzlich schwarz vor den Augen, das ganze Gebäude seiner kühnen Hoffnungen sank in ein Nichts zusammen.

Inzwischen hatte die alte Dame ihre Brille aufgesetzt und las nun den Inhalt des kleinen Papiers. Dann lächelte sie mit leiser Wehmüt und sagte mit ihrer milden Stimme:

„Ja, ja, das habe ich einst geschrieben. Aber vor vierzig Jahren. Jetzt dürfte es wohl zu spät sein, mich noch zu entführen. Sie hätten das Papier früher finden müssen! Aber die alte Tante, die mich dereinst gefangen hier festhielt, ist längst begraben, und wie Sie sehen, bin ich nun selbst eine alte Tante geworden!“

Schmeichelnd kam die Nichte heran zu ihr, umfaßte sie und rief: „Aber du bist mir keine Tyrannin geworden, Tanten!“

Herr Bräunlich kam sich jetzt hier überflüssig vor; er nahm seinen Hut, bat um Entschuldigung und wollte sich empfehlen.

Aber Tanten ließ ihn nicht fort; er wurde zu einer Tasse Kaffee eingeladen. Und er blieb.

Und als man erst beim Kaffee saß, wurde die Stimmung so traulich und gemütlich, daß Herr Albert Bräunlich auch noch blieb, als längst der Kaffee ausgetrunken war.

Tanten erzählte von ihrer Jugend — wie sie einst für die Romane der Mühlbach geschwärmt hatte, und wie sie in schwärmerischer Hoffnung dereinst sehnend auf den Retter gewartet hatte.

Und während Tanten so flott erzählte, beobachtete Herr Albert Bräunlich unausgesetzt das junge Fräulein, an dem er immer neue Reize entdeckte, und dem er schließlich auch ganz kühn den Hof machte.

Als er sich endlich empfahl, lud Tanten ihn ein, bald zu kommen, was er denn auch sofort hocherfreut versprach. Als er fort war, fragte die alte Dame ihre Nichte, ob der junge Mann gefallen habe, worauf die Kleine errötend antwortete: „Oh, ganz nett!“

Dazu lächelte Tanten stillvergnügt; bei sich aber dachte sie: „Vielleicht blüht der Kleine das Glück, auf das ich vergebens wartete.“

Und richtig! Herr Albert Bräunlich kam sehr bald wieder. Diesmal blieb er noch länger, weil er es wieder riesig fand. Und dann wollte es der Zufall, daß sich die junge Dame alle Tage trafen; und daß Herr Bräunlich dann stets das nach Hause begleitete, war doch ganz selbstverständlich war es dann auch, daß Tanten noch ein wenig dableiben, was der galante junge Mann nie abschlagen durfte.

Und so kam es, daß man ihn nach und nach wie einen Freund und wie zur Familie gehörig betrachtete.

Eines Tages aber, als man wieder beim Kaffee zusammen saß, machte Tanten scheinbar ein Niderchen, das heißt, scheinbar wohl die Augen, schloß aber nicht — und da sah sie, wie die beiden jungen Leute, die sich unbeobachtet gläubend aneinanderrückten und sich küßten.

Da lächelte die alte Dame gütig, machte die Augen auf und sagte: „Ich freue mich, Kinder, daß nun man von damals noch einen guten Zweck gehabt hat!“

Und dabei legte sie die Hände der jungen Leute in die Hände und drückte ihrer Nichte einen Kuß auf die Stirn.

Die Siebe hören nimmer auf!

Kriegs-novelle von Marta Jankowski.

„Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus,“ frohgemut klang das Lied von den frischen Zügen der Jugendwehr, der die Ehre zuteil geworden war, die ziehenden Soldaten bis zum Bahnhof zu begleiten.

Die Töne drangen auch in die stille, kleine Straße, einem Fenster ein blaßes, junges Mädchen lehnte und trauend den ferner werdenden Klängen lauschte. Wie oft — 4. August des großen heiligen Jahres 1914, an dem Karl ausgezogen — hatte sie diese Klänge gehört, die den in Tod ziehenden das letzte Geleite gaben. Und das stand wieder vor ihren Augen — die mit Blumen reichgeputzten Soldaten und die sie begleitende Menge. Junge Frauen gingen mitten im Zuge, Seite an Seite mit dem — um noch bis zuletzt ihre Zugehörigkeit zu ihm zu betonen — um ihn bis zur letzten Minute besessen zu haben — ehe sie Vaterlande abtreten mußten — vielleicht für immer.

Magda war's damals nicht vergönnt gewesen, Hand in Hand mit dem Liebsten zu gehen, nur von ferne konnte sie ihn neben ihm — da schritt sein Vater, der stolze, reiche Handwerker, da durfte sie, die kleine Musiklehrerin, keinen Teil haben an der Freude, die nur seine heimliche Braut —

Alles war so plötzlich über die beiden gekommen. — Abschied wurde es ihnen klar, daß nicht Jugendfreunde, sondern malige Spielfkameraden auseinandergehen wollten, sondern Menschenkinder, die sich heiß und innig liebten. Da hatte er seinem Vater gesprochen, aber dieser war hart und stur geworden, er wolle keine Betteldirnen in sein reiches Haus lassen, dann, gleich wieder weich werdend, hatte er Karl gebeten, nicht jetzt, wo es vielleicht für immer scheiden hieß, ein Mädchen zwischen Vater und Sohn zu stellen.

Nun war Magda zwar keine Betteldirne, aber recht hübsch. Die kleine Pension der Mutter reichte gerade für die bescheidensten Ansprüche — und so gab Magda, die zu ihres Vaters eine gediegene musikalische Ausbildung hatte — Klavierunterricht.

Ein Zerwürfnis mit dem sonst so gütigen Vater mochte Karl noch Magda jetzt herbeiführen — und so mußten beiden gedulden — und heimlich Abschied voneinander nehmen. Sie waren ja beide noch jung — und der Sieg, der das herrlichen Volkes — der brachte wohl auch ihnen den Sieg — Sie wußte ja so wenig von dem Liebsten — seit zwei Jahren hatte sie keine Nachricht von ihm erhalten.

Drüben im Nachbarhause — vielleicht gar den stolzen Hof — fragten — das brachte sie nicht über sich — und so blieben die Zeitungen.

Die Spalten mit den schwarzgeränderten Anzeigen, Jammer einer Welt in sich trugen, die durchflogen die weinten Augen hastig und scheu — und ein tiefes Schicksal folgte dann jedesmal — sein Name war nicht dabei — schützte ihn! Und immer öfter — wie auch heute —

und sah hinüber nach dem Nachbarhause — als müßte Kunde geben von dem Fernen. —
 Eine waren vertlungen, aufsteigend wollte Magda vom
 trittreten — da stutzte sie! Die Tür des Nachbarhauses
 und Karls Vater trat heraus — und kam mitten über
 — gerade auf ihr Häuschen zu. Ein heißer Schred
 das Mädchen — was wollte der bei ihnen? Noch
 der reiche Nachbar ihre Schwelle überschritten.
 küßte sie ihn nebenan mit der Mutter sprechen — eine
 küßte er wohl, eine Kunde. — — Wildes Schluchzen
 ihren Körper, die Hände krampften sich ineinander —
 Gebet kam über die Lippen. Gott — dessen Vatergüte
 vertraute — hatte das Unfassbare doch zugelassen. —
 ihren Namen, zuerst bäumte sich alles auf in Magda —
 ihn nicht sehen, den harten, stolzen Mann — und stand
 sofort vor ihm — er brachte ja Kunde von Karl!
 und traurig schaute der alte Mann
 schlich-weißen, süßen Züge des
 schens. Schwer wurde ihm das
 Mutter gegenüber war es viel
 wesen.

schon nach seinen ersten Worten
 ihm von den zuckenden Lippen
 „Er lebt, Vater — er lebt! Ich
 ihm, darf ihn vielleicht pflegen!“
 der alte Herr hindern konnte,
 seine Hand ergriffen und küßte sie
 und innig, als hätte er ihr eben
 englich verheißt. Der alte Mann
 auf: „Magda — du hast mich
 recht verstanden, blind ist Karl
 haben sie ihn geschossen — meinen
 stolzen Jungen. Nun verlangt er,
 entjagen sollst, er will nicht deine
 end an einen Blinden fetten.“

— leise zitterte das Wort von
 Lippen — nie mehr soll er die
 sehen, nie mehr die Sonne —
 streichelte der Vater über das
 Haar, er hoffte ja so viel von die-
 sem Geschöpf, würde Magda seine
 erfüllen — und würde sie den
 den Weg gehen, um seinem Jungen
 wieder Licht zu machen? —
 ob sie das Köpfchen. „Vater,“
 die zuckenden Lippen, „laß mich
 vielleicht hat das Leben doch noch
 Name für ihn.“ —

es Dankgefühl erfaßte den alten Mann, wie unendlich
 küßte er sich diesem schlichten jungen Mädchen gegenüber.
 küßte er Magdas Hand und führte sie über die Straße.
 Treppe des alten Patrizierhauses stiegen sie empor —
 um Magdas Herz zu schlagen — Karl, war er hier — war
 daheim?

Nun stand sie in dem leicht verdunkelten Zimmer, durch
 und und schon die Sonnenstrahlen zuckten, gleichsam als
 daß für sie hier kein Platz sei, daß wenigstens der tod-
 ge Soldat dort keinen Teil an ihnen hatte.
 mit tausend Schwertern schnitt es durch Magdas Seele —
 ihren, seine schönen, frohen, blauen Augen — nie mehr
 die ihr entgegenleuchten in inniger heißer Liebe. —

schmerzlos hob Karl Bertram den Kopf, dann lauschte er,
 ein anderer tritt, der sein Krankenzimmer noch nicht
 hatte, und der ihm so vertraut und heimlich klang — wie
 Erinnerung an ferne köstliche Tage. —

Nun hatte er sie erkannt — sein Lieb, seine Magda —
 abweichend hob er die Arme: „Geh, geh, Liebling, das
 der Vater gerade verhindern, ich wollte dich nicht mehr
 ach, sehen.“ — Er schwieg. —

Magdas Augen aber fielen lautlos geweihte Tropfen. Sie
 seiner Seite nieder, küßte seine schönen, schlanken Hände
 schmerzhaft rieselten ihre Tränen darauf und nahmen
 mer und Graus — und all das Glend, das sich in seiner
 gespeichert hatte und sie langsam vergiften wollte.

anz leise und heimlich fing es in seinem Innern an zu
 von fernem, schönen Tagen, in denen es auch für ihn
 das Sonne geben würde, Sonne, die das Glück in seine
 schloßen Augen gießen würde. —

Tag schwanden, der starke, kräftige Körper rechte sich wie
 den Tagen, nur beim Gehen merkte man sein Gebrechen
 schwankenden Gang, der aber von Tag zu Tag sicherer
 auf Magdas Arm gestützt, besuchten sie alle Plätzchen, an

denen sie als Kinder getost und gejubelt hatten. Und allmählich
 begann Karl Bertram wieder Lebensmut zu schöpfen — er war
 ja auch nicht zur Untätigkeit verdammt — die Hände, die die
 Tasten so wunderbar zu meistern verstanden, waren ihm geblieben.
 Noch etwas anderes aber kam dazu und machte ihm das Leben
 begehrenswert — die vielen Bilder — erbarmungslosester Grau-
 samkeit und aufopferndster Kameradschaft, wie sie ihm der Krieg
 täglich gezeigt hatte, formten sich zu Worten, die Magda emsig auf-
 zeichnete. Schon früher hatte Karl geschrieben — allerhand lustige
 Sachen, die viel Anklang gefunden hatten, dieses Wert aber, das
 er mit seinem Herzblut schrieb, würde ihn den B- sten anreihen.

So kam endlich der von Magda heißersehnte Tag, der sie zu
 seinem Weibe machen sollte. Ernst und feierlich läuteten die
 Glocken Magdas Hochzeitstag ein, der Himmel blaute über den
 beider, die Hand in Hand zum Altar schritten. Fest und auf-
 recht ging der Bräutigam, kaum merklich war die Führung durch
 die blasse, holbe Braut.

Der alte Geistliche, der die beiden fast
 vom ersten Kinderschei an kannte, sprach
 lieb und gütig zu ihnen von der Liebe, die
 nimmer aufhört und alles überwindet.

In selbigem Vertrauen drückte Karl Mag-
 das Hand, als er die Verheißung hörte:
 Ich will dein Steden und Stab sein, ich,
 dein Gott — und durch mich das treue
 Weib an deiner Seite.

Hohe Selbstüberwindung.

Graf M., einer der tapfersten unter
 den tapfern Krieger der polnischen
 Republik, war ebenso berühmt durch
 seine vertvegene Kühnheit in den Kämpfen
 mit Russen und Tataren, als durch seinen
 aufbrausenden Jähzorn.

Mehrere blutige Zweikämpfe, zuletzt
 aber ein trauriger Fall, wo er, obwar
 gereizt, einem Untergebenen den Kopf ge-
 spalten hatte, veranlaßten ihn, die Waffe
 für immer abzulegen und als Fuß des
 Gewand des barmherzigen Bruders anzu-
 legen, und nachdem er sein sämtliches
 Vermögen milden Stiftungen vermacht
 hatte, zog er in bescheidener Demut für
 sein Spital bettelnd umher.

In dem glänzenden Saale eines Ho-
 tels in Kiew wurde gefaselt, getanzt und
 hohes Spiel gespielt. An einem mit Gold

bedeckten Tische saß der junge Graf B., ein leidenschaftlicher, ver-
 wegener Spieler. Ihm nähert sich der demütige Mönch und
 bittet um eine milde Gabe für seine Kranken.

Der Graf, übel gelaunt, und in der Erwartung eines großen
 Gewinns, schenkt ihm keine Aufmerksamkeit; endlich zupst der
 Mönch ihn am Armel, wobei er seine Bitte wiederholt und erhält
 als Antwort eine Ohrfeige.

Da blißen die Augen des Mönchs in dunklem Feuer, es
 zuden die Muskeln seines gebräunten Angeichts, aber schnell
 gefaßt erwidert er demütig: „Das war für mich, Herr Graf, jetzt
 bitte ich auch um etwas für meine armen Kranken“. Tief gerührt
 und beschämt entschuldigt der Graf sich und ein Geschenk von zehn-
 tausend Dukaten, welches er dem Spital verehrte, bewies, wie
 sehr er seine Ungebühr bereute und zu versöhnen suchte. T.

Magdleins Klage.

Und wieder gehen die Winde,
 Die wehenden über das Land.
 Und wieder blüht unsre Linde,
 Die alte, am Mauerrand.

Am Gartenpförtchen der Flieder
 Vorschwellend knospen fast bricht.
 Die Lerchen voll jubelnder Lieder
 Steigen empor ins Licht

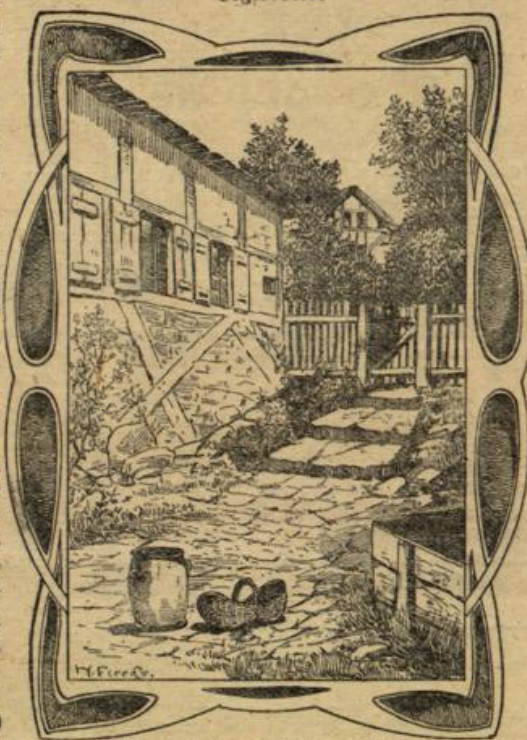
Es klingt das machtvolle: „We, de!“
 Des Frühlings wie sonst, wie einst.
 Es ist noch die alte Erde,
 Mein Herz, doch du klagst und weinst.

Ich wollte, ich könnte wandern
 Dahin, wo die blaue See
 Umrauscht einen Hügel in Flandern,
 Wie tut mir der Venz so weh!

Johanna Welsch.

Unsere Bilder

Der Krieg in den Dolomiten. Weniger Raum als das Flachland
 bieten die Berge für den Kampf. Kleiner sind die kämpfenden Massen
 und gebundener an Straßen und brauchbares Gelände. In den Tälern und
 auf den Pässen stehen die österreichischen Sperren, die, mit allen Mitteln
 moderner Technik ausgestattet, dem Sturm des Feindes widerstehen.



Wo ist denn die Bäuerin geblieben?

Gräben und Baumverhaue verschließen die Straßen, auf denen im Frieden fröhliche Menschen wanderten. Spanische Reiter hat man konstruiert, die, zu zwei und zwei miteinander verbunden, als bewegliche Hindernisse getragen werden können und wie Brückengeländer zusammensetzbar sind. Sie werden rasch dahin getragen, wo man ihrer bedarf. Während im Frieden nur wenig große Straßen für den Verkehr vom Schnee einigermaßen befreit sind, handelt es sich jetzt im Kriege darum, die zahllosen Verbindungen hinter der Front ebenso sicher und verhältnismäßig bequem zu erhalten wie im Sommer. Die Truppe, die vorn am Feinde steht, verliert jede Widerstandskraft, wenn ihr nicht Lebensmittel, Munition und Kriegsmaterial aller Art zugebracht werden können. Größere Angriffe des Feindes können nur mit Erfolg abgewiesen werden, wenn die Reserven, die wie Spinnen in der Mitte eines Netzes von Stellungen sitzen, an den bedrohten Punkt mit möglicher Schnelligkeit gelangen können. Diese große Forderung nach Bewegungsmöglichkeit erzeugt eine Fülle von Arbeit, die der Laie meist gar nicht beachtet. Der Fernsprecher überwindet steilste Höhen und bringt in Gedankenlinie den Willen des Führers zu den Unterführern, die Meldungen dieser an jenen. Eingebettet in die Felsen wie die Wohnungen von kleinen Erdgeistern, bieten die Fernsprechstationen oft romantischen Anblick. Das Leben und der aufreibende Dienst in diesen „Winterhäuschen“ ist aber wesentlich weniger romantisch. Groß ist die Verantwortung bei der Befehls- und Meldungsübermittlung, und wenn plötzlich die Nachbarstation nicht mehr antwortet, dann beginnt, oft in der Nacht, eine halbbrecherische Arbeit der Reparaturkommandos.

Altes Stadttor und Brücke in Verdun. Es ist nicht das erste Mal, daß die trostige Feste Verdun, am malerischen Ufer der Maas, eine hervorragende Rolle in der Geschichte spielt. Hier haben die Enkel Karls des Großen das von ihrem Großvater geschaffene Reich aufgeteilt. Dadurch sind die Grundlagen für die beiden großen kontinentalen Staatswesen, Deutschland und Frankreich, aber auch für die zukünftigen Gegensätze zwischen ihnen, gelegt worden. Während des Mittelalters spielte Verdun, obwohl durch die Macht seiner Bischöfe und den Reichtum seiner Kaufleute nach außen hin unabhängig, keine wichtige Rolle. Als Handelszentrum, an der Grenze zwischen den Fürstentümern Champagne, Lothringen, Burgund und Hennegau gelegen, hatte es vor allem Bedeutung, die es jedoch nach der Einverleibung in Frankreich unter Heinrich dem Zweiten einbüßte. Die äußerliche Zugehörigkeit Verduns zum heiligen römischen Reich „deutscher Nation“ hörte jedoch erst mit dem westfälischen Frieden auf.

Ein neuer Ritter des Ordens „Pour le mérite“. Dem Oberleutnant zur See Otto Steinbrink, Kommandant eines erfolgreichen U-Bootes, wurde vom Deutschen Kaiser der Orden „Pour le mérite“ verliehen.

Schnell verwertetes Können. Als Lord Nelson, der Sieger von Abukir und von Trafalgar, noch ein schlichter Kapitän zur See war, hatte er unter seinem Schiffspersonal einen Schreiber, der linkschändig war. Eines Tages schaute Nelson ihm bei seiner Arbeit zu und äußerte: „Ich kann durchaus nicht begreifen, wie Sie es anstellen, mit der linken Hand zu schreiben.“ — Der Schreiber war ein entgegenkommender Mann, er weichte seinen Kapitän in die Geheimnisse des Linkschreibens ein, und dieser, der sich dafür interessierte, machte sich die Kunst zu eigen und übte sie fleißig. — Es war, als wenn eine Vorahnung ihn dazu getrieben hätte. Denn nicht lange darauf, in einem Gefecht bei Santa Cruz, der Hauptstadt von Teneriffa, verlor er den rechten Arm. Dank jener vorher erworbenen Fähigkeit war der tapfere Mann imstande, eine Stunde nach der Amputation seines Armes in einem eigenhändigen, mit der linken Hand geschriebenen Briefe dem Lord St. Vincent, seinem obersten Chef, ausführlich über das Ereignis zu berichten.

Keine Kunst! Während der preussische General von Blomberg in Stettin seine Garnison hatte, war es sein ständiges Vergnügen, die ihm unterstellten Offiziere zur Abschätzung von Entfernungen anzuhalten. Einmal stand er mit seinem Stabe am Ufer der Oder und fragte die Offiziere eines gewissen Regiments, für wie breit sie den Strom an einer bestimmten Stelle hielten. Der Oberst schätzte ihn auf 800 Fuß, der Oberleutnant stimmte ihm zu, der Hauptmann riet etwas mehr, die Leutnants etwas weniger; keiner aber traf das genaue Maß. Nur der jüngste Leutnant hatte seine Ansicht noch nicht zum besten gegeben. Jetzt trat er vor, grüßte und sagte: „Ich weiß, Erzellenz, der Fluß ist an jener Stelle 623 Fuß 11 Zoll breit.“ — Der General war sehr überrascht, denn die Schätzung des jungen Mannes stimmte auf den Zoll mit der Wirklichkeit überein. „Wie sind Sie zu diesem Resultat gekommen?“ fragte er ihn wohlwollend. — „Ich habe auch den Fährmann gefragt, Erzellenz“, antwortete der jugendliche Jünger des Mars zum unendlichen Vergnügen seiner Kameraden ganz harmlos. Er hatte mitangesehen, wie der gestrenge Herr General, ehe er die von allen mit schwüler Sorge erwartete Frage stellte, sich mit

dem dort stationierten Fährmann besprach, und hatte, als der ihm den Rücken zugekehrte, seine Information aus der gleichen Schöpfung. Da war es freilich keine Kunst, eine Entfernung richtig

Rindfleisch mit Sardellen. Hierzu läßt sich Suppenfleisch werten. Man schneidet es in nette Scheiben, legt sie in eine Pfanne, fügt drei bis vier gepunkte, gehackte Sardellen, sowie einige Tropfen Essig darüber und läßt alles etwa eine Viertelstunde gut kochen.

Beim Spargelstechen wird häufig gemacht, daß die Pfeifen, die man stechen will, nicht genügend sind, einfach stehen bleiben. Man kann sie aber auch rechtzeitig ins Kraut schießen. Hierbei ist es aber nur das Auftreten der Pfeifen und schmalen den Ertrag, alles gestochen werden.

Reiseneu gewinnen bedeutend geschmack, wenn die Sonne sie ausbleichen kann. Man wendet sie bei der Vorbereitung. Da eine bisher der Reiseneu nicht ausgelegt gewesene Stelle bei Brellhonne Brandsteden bekommen gibt man der Frucht leichten Zugewöhnung sie allmählich an das Feuer gewöhnen.

Wird die weiße Nübe als angebaut, so kann sie bis Ende gesät werden. Die Drillreihen sind 1 1/2 Zentimeter Entfernung haben, die 1 1/2 Zentimeter unterzubringen.

Wenn ineinandergefügte Gläser zusammenhaften, fülle man kaltes Wasser in das innere Glas und halte das äußere Glas warmes Wasser. Man kann die Gläser leicht trennen.

Spedig gewordene Tüchtröcke mit einer Flüssigkeit ab, die man von einem Eßlöffel Spiritus und von einem Teelöffel Salmiakgeist zu einem halben Liter Wasser gewann. Nach dem Bügeln den Stoff mit reinem Wasser nachgewaschen zum Trocknen aufgehängt.

Chilseiselpeter darf nicht auf nassem gestreut werden, da er ätzend wirkt. Für Gewürzkräuter, insbesondere für die Vermehrung durch Teilung, ist die Vermehrung durch Teilung netze. Man hat beobachtet, daß die Saat gewonnenen im Aroma weniger ist.

Salat von Brunnenkresse. Die Kresse wird sauber verlesen, gewaschen und mit Öl, Essig, Salz und Pfeffer vermischt. Man füllt auch von ein paar hartgekochten Eidottern, Essig, Öl, Salz und eine Sauce rühren und die Kresse darunter mischen.

Atmenot bei Lungen- und Herzleiden äußert sich durch blaue Lippen. Die Patienten bekommen durch Aufhängung. Oft nützen auch heiße Handbäder oder warme Fußbäder. Ein feuchtes Papier, feucht etwa 10 Minuten lang auf die Brust gelegt, tut gut.



Aus der guten alten Zeit.
„Signalist! Bregelmäßig, du Geiß, warum bläst du denn alleweil?“
„Da — i werd' wohl blase könne wann i will, 's ischt ja mei Signaltrumpete!“

Scharade.
Ich „er“ zu mir gekommen,
Werd ich von ihm genommen.
War oft mit einem Streiche
Aus meinem nassen Reiche.
Julius Fald.

Auslaubrätzel.
Lilie,
Gartenlaube,
Epaminondas,
Valentin,
Münster,
Eiland.

Aus jedem obigen Worte ist eine Silbe auszusuchen und aus ihnen ein patriotisches Sprichwort zusammenzustellen.
W. Schafitz.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:
Des Logogryphs: Gemach, gemacht. — Der Scharade: Wetter, Wetter.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Weisser, gedruckt und gegeben von Greiner & Weisser in Stuttgart.

